

Die „Verdammten“ der Jury

Die Berliner Filmfestspiele einmal aus dem Blickwinkel der Juroren gesehen

Wenn man in der Jury sitzt, sieht ein Filmfest anders aus. Blickt man die Reihe entlang — ausgerechnet die dreizehnte im Festspielpalast —, in der sie alle sitzen, die Miterwählten und Mitverdammten, so fühlt man ein leichtes Bedauern für sich selbst. Ob man wolle oder nicht: es bedeutet etwas, wenn man gezwungen ist, auch jene Filme bis zum Wort Ende „durchzusitzen“, von denen man als Kritiker bereits nach fünf Minuten weiß, daß nichts mehr zu erwarten ist. Man hat sich sogar feierlich verpflichtet, auch jene Filme anzusehen, die man bereits kennt. So streng sind hier die Bräuche.

Andererseits hat dieser freiwillig übernommene Zwang auch seine guten Seiten. Es könnte ja doch einmal sein, daß ein Film sich eine halbe Stunde dahinschleicht, um dann ganz plötzlich aufzuwachen und etwas zu werden, etwas Erstaunliches gar. So als ob ein schlafendes Schaf unversehens aufwachte und drohend seine Pranke zeigte! Aber man sieht schon am Bilde, daß hier etwas Absurdes vorgespiegelt wird. Ein Wunschtraum nur.

Was bleibt dem Juroren also?

Einem Trick zu vertrauen!

Das heißt, bei jedem noch so platten Film ein Etwas herauszuspüren, das vielleicht doch interessieren könnte, etwa das Milieu, in dem der Film spielt, vielleicht die Folklore. Oder aber einmal abgründigen Dilettantismus in vollen Zügen zu genießen, um ein für allemal zu wissen, was Stümperei in Vollendung eigentlich ist.

Man wird sagen, daß ein dilettantischer Film auf einem Filmfest doch gar nicht zugelassen sein könne — Geduld, er ist es zuweilen! Schließlich ist auch das feinste Netz nicht so vollkommen, daß nicht doch ein Insekt hereinkommen könnte.

Erstaunlich ist, daß selbst ein bis zur technischen Vollkommenheit gediehenes Weltfilmzentrum zuweilen auf die Idee kommt, eine Plotte zum Wettbewerb zu senden. Man fragt sich dann, wer um alles in der Welt dafür verantwortlich sein mag. Aber auch die Plotte muß durchgesehen werden und man kann nur wünschen, daß es die letzte sei.

Trotzdem späht man wie ein Argus aus, um endlich die ersehnte Beute, den schönen, den guten, den ausgezeichneten Film zu erjagen. Häuft sich nämlich das Mittelmaß zu sehr, so steigt dem Juroren ein würgendes Gefühl in die Kehle: er fürchtet, bei der entscheidenden Sitzung zu einer Diskussion verurteilt zu sein, die zu nichts führen kann, da

sich alle Filme gleich preisunwürdig erweisen. In diesem Falle gibt es die sogenannte Notlösung: man einigt sich auf das relativ Beste und bringt damit ein so helles Publikum wie die Berliner zum gnadenlosen Buhruf.

Es zu gestehen (nach dem Spruch darf man das ja wohl): lange trieb die Jury auch der soeben beendeten Berlinale auf dem Treibsand der Mittellage, aufrecht erhalten nur durch das vage Vorgefühl von ein oder zwei „kommen-

den“ Sachen. Dieses Gefühl täuschte nicht. Die „Gräulinge“ versanken und machten höherer Qualität Platz: „Die Nacht“ von Antonioni und der „Malachias“ Wickis überwandten die Leinwand, der erste Film als ein Meisterwerk und der zweite als ein grandioses Experiment. Solche Werke gehören auf Filmfestspiele! und nicht gehören dahin Filme, die uns weder



„Eine Frau bleibt eine Frau“, ein Farbfilm Jean Luc Godards, erhielt einen Silbernen Bären, wie auch die Hauptdarstellerin Anna Karina, die man im Bilde neben Jean Claude Brialy sieht. Als man die soeben aus Paris herbeigerufene Anna auf die Bühne holte, brach sie hemmungslos in Schluchzen aus. Anschwellender Beifall!